

María Sveland

**IMMER NOCH
BITTER
FOTZE**

Roman

Aus dem Schwedischen
von Regine Elsässer

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2019

Titel der Originalausgabe Bitterfittan 2

© Maria Sveland 2017

All rights reserved

Aus dem Schwedischen von Regine Elsässer

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv © Getty Images/Debrocke/ClassicStock

Gesetzt aus der Sabon LT Pro

Satz Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05200-8

Ich hörte ihn aus dem Badezimmer, er ließ etwas auf die Fliesen fallen, ein hartes, metallisches Geräusch. Kurze Stille, dann fing er an zu singen, Doris Days *Que Sera, Sera*.

Typisch Amerikaner, laut und zwanghaft optimistisch. Der feste Glaube, dass alles gut wird. Ich hob meine Hand und sah, dass sie immer noch zitterte, wie vor einer viertel Stunde, und als ich das Weinglas zum Mund führte, verschüttete ich Wein auf meine Jeans. Ein rosa Fleck auf meinem Oberschenkel. Alles wird gut. Oder auch nicht. Warum hatte ich ihn hierher eingeladen? Einen Mann, den ich nur einmal gesehen hatte. Was hatte ich gesagt, was er? Irgendwie war es passiert, er hatte ein Ticket gekauft, sich ins Flugzeug gesetzt und war den weiten Weg von Los Angeles nach Capri gereist. Und jetzt stand er im Badezimmer des kleinen Hauses und sang Doris Day.

Die arme Doris Day. Sie hätte sich nicht mit *Qué será, será* begnügen sollen. Sie hätte auf der Wahrheit bestehen sollen. Dann wäre sie vielleicht nicht von ihrem Mann Marty angeschmiert worden, der sie verschuldet und pleite sitzenließ.

Hatte ich in meiner Mail geschrieben, dass er willkommen wäre? Wirklich? Jedenfalls hatte er geantwortet, danke, wie nett. Ich komme. Und ich konnte niemandem

die Schuld geben, weder meiner Mutter noch Doris Day, noch schlechter Erziehung oder dem Zufall.

Ich habe mich ganz allein in diese Situation gebracht, in der ein unbekannter Mann gerade duschte und sich für unsere Begegnung frisch machte.

Wäre ich doch nur ein bisschen mehr wie Doris Day.

Nein. Doch. Nein. Doch. Nein. Doch.

Manchmal dachte ich, ich weiß, was ich will, aber dann bereute ich es gleich wieder und wollte doch nicht mehr.

Er würde Sex haben wollen. Zum Beispiel. Wollte ich das? Zum Beispiel. Ich wusste es nicht. Mama, bitte, Hilfe! Doris? Sonst jemand?

Die Badezimmertür ging auf, und David kam mit einem Handtuch um die Hüfte heraus. Er stellte sich vor mich und ließ es zu Boden gleiten. Sein Penis zeigte steil nach oben, auffordernd und selbstverständlich. Die Eichel schmückte ein gigantisches Piercing, ein dicker schwarzer Ring aus Plastik, ich wollte mir wirklich nicht vorstellen, wie es gewesen sein musste, den da anzubringen. Auch die Brustwarzen waren mit Silberringen gepierct, die Lenden zierten zwei tätowierte Sterne. Ich schloss meinen offenen Mund und versuchte, eine lässige Miene aufzusetzen. So überrascht zu werden war der Preis, den man bezahlen musste, wenn man zu schnell mit unbekanntem Leuten intim wurde.

Er lächelte, zog mich an sich, drückte meine Oberarme, als wollte er meine Kraft messen. Dann hob er sie an und zog mir das T-Shirt über den Kopf. Er beugte sich vor und küsste meine Brüste. Das machte mich erst müde, dann froh.

Plötzlich ging er in die Knie, machte meine Jeans auf und zog sie mit dem Slip über die Hüfte. Er schaute mich

an, seufzte und strich sanft über meine Vulva, dann beugte er sich vor und ließ seine Zunge ins Feuchte gleiten.

Ich schaute aus dem Fenster und versuchte, ein Gefühl zu finden. Ein Gärtner ging draußen vorbei, und ich hob automatisch die Hand zum Gruß. Er zog die Brauen zusammen und erwiderte ihn zögernd. Ich lächelte breit, um zu zeigen, was für ein netter Mensch ich war. Erst als er weiterging und den Kopf schüttelte, wurde mir klar, warum er so erstaunt geschaut hatte.

Ich schaute auf Davids dunkle Locken hinunter, sie bewegten sich zwischen meinen Beinen hin und her. Schauer aus Wohlbefinden und Scham zuckten durch meinen Körper. Ich schloss die Augen und dachte an Doris Day.

Es war in Stockholm, es war Januar, es war 2010, und es begann mit einem Bild.

Natürlich begann nichts mit einem Bild, es hatte alles viel früher angefangen, vor langer Zeit. Kleine, banale Ereignisse, die jedes für sich ohne Bedeutung waren, zusammen jedoch eine Geschichte ergaben.

Dennoch, wir behaupten einfach, dass alles mit einem Bild begann.

Ich hatte ein Stipendium vom Journalistenverband bekommen, unerwartetes Geld, nicht viel, aber genug, um die Möglichkeit zu haben, *etwas Besonderes zu machen*. Was, war noch nicht klar.

Es war, kurz bevor Johan und ich beschlossen, uns scheiden zu lassen. Ich war frustriert, müde und elend. Eines Tages rief eine Freundin an und sagte, eine Bekannte habe ein Bild gemalt, bei dessen Anblick sie an mich habe denken müssen. Sie mailte ein Foto, ich musste lachen, als ich das Bild sah, eine verwirrte Ballerina, die in einer ewigen Drehung feststeckte und sich fortpflanzte, sodass hundert kleine Schattenballerinen das Bild bedeckten. Die Ballerinen hatten unterschiedliche Gesichtsausdrücke, sie schauten freudig, verwirrt, grotesk, traurig, gleichgültig. Erst lachte ich, dann kamen mir die Tränen. Zu jener Zeit weinte ich viel und oft, besonders abends, wenn die Kinder schliefen und Stille in der Wohnung herrschte.

Ich schloss mich dann meistens ins Badezimmer ein und ließ heißes Wasser in die Wanne laufen. Von der Wärme umschlossen, konnte ich in Ruhe schluchzen und das Leben betrauern, das an mir vorbeiging, und dass ich den Absprung vom Karussell nicht fand, von dem mir übel wurde und das mich verzweifeln ließ.

Ich schnäuzte mich, mailte der Freundin und fragte, was das Bild kostete. Ich dachte an das Geld, das ich gerade bekommen hatte. Meine Freundin antwortete, sie würde sich erkundigen, und nach ein paar Tagen schrieb sie, ich könne das Bild kaufen, für den Betrag, den ich mir leisten konnte, und das war genau die Summe des Stipendiums.

Es war Ende Januar. Das ist der Monat, in dem meine Augen sich immer zu schmalen misstrauischen Schlitzern verengen und die Müdigkeit erbarmungslos zuschlägt, ein Leben wie im Nebel. Ich habe den Januar schon immer gehasst, auch zu Zeiten, als ich gut drauf war. Im Januar auch noch depressiv zu sein, das ist unerträglich. An einem dieser tristen Tage rief meine Freundin an und sagte, sie und die Künstlerin und einige Freunde aus Los Angeles seien zu Besuch in der Stadt, und ich sollte dazukommen, denn die Künstlerin würde gerne die einzige Person, die ein Bild von ihr gekauft hatte, treffen. Nach dem Abendessen mit Johan und den Kindern traf ich meine Freundin und die Künstlerin in einer Kneipe, dabei waren auch die beiden Amerikaner David und Shakira. David streckte die Hand aus und lachte breit. Braune Augen, eingerahmt von einem feinen Muster aus Lachfältchen. Er trug einen weinroten Anzug im Stil der Sechziger und eine türkisblaue, schräge Dame-Edna-Brille. Shakira trug Frauenkleider und ein kräftiges Make-up, das farblich zur

regenbogenfarbenen Boa passte. Ich nahm an, dass sie ein Paar waren. Vielleicht konnte ich mich deshalb so leicht den ganzen Abend mit ihnen unterhalten? Keine sexuelle Aufladung, kein erotisches Spiel.

Ich merkte schon, dass David gerne in meiner Nähe sein wollte, er bat sogar meine Freundin, den Platz zu tauschen, damit er neben mir sitzen konnte, aber ich interpretierte das als ganz normales Interesse an einem neuen Menschen, mit dem man sich unterhalten möchte.

Es war ein unterhaltsamer Abend, und ich schlief ein mit einem Seufzer, dass solche Stunden so selten waren. Anregend und verlockend, wie das Leben auch sein kann. Am nächsten Morgen, als ich ins Büro kam, hatte David eine Mail geschickt.

Sara!

I very much enjoyed your company last night. Brilliant, passionate, outspoken, tough, and gorgeous and dimples, too? Impressive. Since I'm American, I hope I'm allowed to be bombastic and forward in a way that is completely irreverant to Swedish cultural protocol: you're hot and I want to see you again. Tonight.

D

Ich las die Mail immer wieder und schämte mich, weil man mir offenbar so leicht schmeicheln konnte. Mein Herz klopfte, und ich bekam rote Wangen. Ich fühlte mich wieder wie vierzehn, ging in die Personalküche und trank ein großes Glas Wasser, in der Hoffnung, dass es mich abkühlen würde. Es half nichts. Mein Inneres brüllte vor Sehnsucht. Ich versuchte zu arbeiten, es zu verdrängen, ich ging aufs Klo, holte eine Tasse Kaffee, beantwortete

alle Mails. Schuldbewusst schickte ich Johan eine SMS. Wie sehr ich ihn liebte. Das war nicht wahr, und es half auch nicht gegen das brüllende Verlangen, das weiterhin dazwischenfunkte. Die Wahrheit war, ich hätte fast alles getan, um David noch am selben Abend zu treffen. Und doch setzte ich mich hin und schrieb eine folgsame Mail zurück.

David, You make me blush – as a Swede I'm not used to bombastic manners or big words. Wish I could meet you tonight but I'm afraid I'm going to be stuck at home with my children ...

I had a great time yesterday and enjoyed meeting you and the others and if I ever run away from my family / home I'll definitely come visit you in Los Angeles!

All the best,

Sara

Es dauerte nur ein paar Sekunden, bis es Pling machte.

Well, I suppose that being a responsible parent is an acceptable reason. We'll let it slide this time ... Looking forward to you running away from home some day for at least a short visit.

XO

Den Rest des Tages versuchte ich, mich auf die Arbeit zu konzentrieren, dabei hatte ich die ganze Zeit eine Vorahnung, dass sich von nun alles verändern würde. Ein Stein war ins Rollen gekommen.

Johan und ich waren seit einer Ewigkeit zusammen. Wir lernten uns kennen, als wir zu jung waren. Wurden

erwachsen, wuchsen zusammen. Mit der Zeit entwickelte sich ein Knäuel, eine historische Unendlichkeit, sodass ich nicht mehr wusste, wo ich anfing und er aufhörte. Vollbekleckert von emotionalen Schmutzflecken. Die letzten Jahre, seit wir Kinder hatten, waren wir ungefähr alle zwei Jahre in eine Familientherapie gegangen, das half ein bisschen, und wir hielten uns über Wasser. Im Nachhinein kann man leicht die Muster sehen, die nie deutlich genug hervortreten, wenn man zu nah dran ist. Natürlich waren wir auf dem Weg zur Trennung. Wir brauchten nur noch eine Kleinigkeit, damit einer den ersten Schritt machte. David wurde diese Kleinigkeit.

David und ich begannen uns zu schreiben. Er schickte ein Foto von sich, nackt, nur mit einem rosa Pelz bekleidet.

Speaking of things I love which are impractical, I wanted to send you a photo (which is what you do when you are penpals, especially when you think the other one is really cute and want them to like you), so I thought I'd send one of this new impractical fur coat I got. It's so effeminate and campy that I can't get over it. I bought it at this store that sells clothes only to strippers and porn stars and hookers. (And to me, too, I guess.) The nice thing is that in LA you can wear stuff like this and get away with it. You're political and opinionated. So, do you have issues with fur? If so, I would be honored for you to be the first person to throw blood on my coat when I'm at some music-industry event. Or red paint. I don't know what's cool these days when it comes to that sort of thing. We could consult Wikipedia?

Er brachte mich zum Lachen, trotz Januar. Ich antwortete, und plötzlich schrieben wir uns fast jeden Tag. Erzählten von unserem Leben, unseren Sehnsüchten, unserer Kindheit und den zerbrochenen Beziehungen, so ehrlich, wie man nur gegenüber einem völlig Unbekannten sein kann, der sich zudem noch auf der anderen Seite des Atlantiks befindet.

Der Stein war ins Rollen gekommen, und eines Abends, als Johan und ich ausnahmsweise einmal einen Babysitter hatten und zusammen essen gingen, war das Schweigen zwischen uns so quälend und unerträglich, dass ich anfang zu weinen. Es war ein etwas besseres italienisches Restaurant, und wir saßen zum Glück an einem einzelnen Tisch in einer Ecke. Nur Johan konnte meine Tränen sehen.

»Was hast du denn?«, fragte er.

Ich versuchte durch die Tränen zu antworten. Ja, was war eigentlich los? Warum war ich die ganze Zeit so traurig? Zu den unpassendsten Gelegenheiten fing ich plötzlich an zu weinen. Die ständige Zermürbung und Frustration, Menschen, die dem Tode nahe sind, beschreiben oft, dass ihr Leben in kurzen Bildern an ihnen vorbeiflimmert, ein Resümee, *dies war dein Leben, jetzt stirbst du*. In dem Restaurant, als ich in Johans schöne, traurige Augen schaute, erlebte ich so etwas Ähnliches. Ich sah den Abend, als wir uns zum ersten Mal getroffen hatten. Unsere erste Nacht zusammen. Wie wir in unsere erste gemeinsame Wohnung einzogen, jeder mit einem Koffer und einem Karton mit Hausrat, ohne Möbel. Der Abend, als wir auf dem Boden saßen, Rotwein tranken und uns ein Hähnchen mit Pommes teilten. Die Abendsonne zeichnete einen Kreis auf den Boden, das war ein Zeichen für

mich. Wir wurden gesehen, die Mächte des Universums leuchteten, und wir waren auserwählt, uns zu lieben. Ich sah, wie unsere drei Kinder geboren wurden. Ich weinte vor Erleichterung und Glück. So nah kann man einander nur sein, wenn man vorher große Schmerzen und Angst durchlebt hat. Ich sah unsere unaufgeräumte Wohnung. Überall Spielsachen und Schmutzwäsche. Brotkrümel und eingetrocknete Essensreste unter dem Tisch. Unser Ärger und unsere Kleinlichkeit. Streit bei IKEA. Ich wollte immer mehr Sachen kaufen als Johan. Er bremste. Ein durchgängiges Muster in unserer Beziehung. Ich wollte immer mehr, von allem. Ich sah, wie der Abstand zwischen uns größer wurde, wie wir keine Worte mehr hatten. *Ich habe nichts mehr zu sagen. Scheiß drauf. Gute Nacht.* Ich sah unsere vielen Jahre zusammen, unser ganzes Leben vorbeiflimmern. Und dann schluckte ich und sagte die Worte, die ich auch vor mir selbst kaum auszusprechen wagte. Ich möchte mich trennen.

Einfach so. Eben noch war alles wie bisher, ich war traurig, wie meistens, wir schwiegen, wie meistens, und ungeachtet aller Gedanken hätte sich nichts verändert, wenn dieser Gedanke nicht ausgesprochen worden wäre. Erst so wurde es real. Es auszusprechen bedeutete, sich einen Abhang hinabzustürzen. Also ließen wir uns scheiden. Binnen weniger Wochen verkauften wir unsere Wohnung, und jeder kaufte sich eine neue.

Alles, was ich über die Liebe wusste, hatte ich von Johan gelernt. Er war meine erste und größte Liebe, mein bester Freund. Mein Lebenskamerad. Der immer an mich glaubte, mich tröstete, mich unerschütterlich liebte, auch wenn ich ihn in schwarzen Anfällen von Zweifel und Selbstverachtung von mir wegstieß. Ich war neunzehn, als

wir zusammenkamen, jetzt war ich fünfunddreißig und hatte noch nie allein gelebt. Meine Teenagerzeit hatte aus einer Reihe von Jungs bestanden, die einander ablösten.

Jetzt war es an der Zeit, sich nicht länger hinter einer Beziehung zu verstecken. Sich zu trauen, herauszufinden, wer diese fünfunddreißigjährige Mutter von drei Kindern war. Ernsthaft.

Mein Inneres war ein Wirrwarr aus Gefühlen, die miteinander stritten. Manchmal war ich voller Zuversicht, dass alles funktionieren würde. Irgendwie. Es musste funktionieren. Dann wieder war ich so aufgeregt und voller Ängste, dass ich nicht schlafen konnte und die ganze Nacht Erica Jongs *Angst vorm Fliegen* lesen musste. Und wieder die Scham, dass ich mich nicht begnügen konnte.

Die Sehnsucht nach mehr, etwas anderem, egal was, nur nicht das. Ich wusste, dass Johan gut war. Vermutlich würde ich nie wieder so einen netten, sympathischen, klugen und herzlichen Mann treffen. Solche Männer waren selten, weil das Scheißpatriarchat und die sexistische Sozialisierung die meisten Männer zu leicht empathielosen, selbstzentrierten, schweigsamen, langweiligen, nicht tanzenden, freudlosen Kopien von uns Frauen gemacht hatte. Aber trotz besseren Wissens klopfte mein Herz fest und bestimmt. Ich wollte mich scheiden lassen. Ich würde mich scheiden lassen. Ich würde ökonomisch schlechter gestellt sein, eine kleinere Wohnung haben, würde alle zwei Wochen allein mit unseren drei Kindern leben, ein Gedanke, der mich entsetzte. Und zudem würde ich die Menschen, die ich am meisten liebte, enttäuschen. Johan, Sigge, Stella, Harry. Von meinem Umfeld gar nicht zu reden. Meine Freunde, Bekannten, Geschwister und meine Mutter. Für meine Mutter war es am schlimmsten.

Dass ich mich von Johan scheiden lassen wollte, war der endgültige Beweis dafür, dass sie mit mir versagt hatte. Ich war eine verwöhnte Gans, die nicht wusste, was gut für sie war. Die ohne Not das Leben zerstörte, von dem andere Frauen nur träumen konnten. Trotz allem, ich wollte es. Ich hatte die Worte ausgesprochen, jetzt würde es geschehen. Ich würde mich scheiden lassen.

Eines Morgens Anfang März stand ich auf dem Bahnsteig und drängte mich mit aufgeregten, gestressten Menschen in einen Zug. Es herrschte Schneechaos, die Züge waren mehrere Stunden verspätet. Aus allen Gesichtern war Panik zu lesen, auch aus meinem, wenn auch aus einem anderen Grund. Im Gegensatz zu allen anderen hoffte ich, dass durch das Schneechaos auch dieser Zug ausfallen würde. Ich war auf dem Weg nach Hause nach Västerås, um meiner Mutter zu erzählen, dass wir beschlossen hatten, uns scheiden zu lassen, und ich fürchtete mich vor ihrer Reaktion, und in diesem Moment, im Schneechaos, als die Entscheidung noch neu und zerbrechlich war, wusste ich, dass es mir weh tun würde. Ich konnte nicht auch noch ihre Gefühle übernehmen, meine waren schon schlimm genug. Ich hatte all meinen Mut zusammennehmen müssen, um diesen Beschluss zu fassen, und viel war nicht übrig geblieben. Aber ich konnte einsteigen, und der Zug war sogar pünktlich, vermutlich der einzige an diesem Tag.

Ein Stunde später umarmte ich meine Mutter am Bahnhof. Wir fuhren nach Hause, sie kochte Kartoffeln und Fleisch wie immer, dazu tranken wir Wein aus dem Karton und redeten über alles und nichts. Wie geht es den Kindern? Gut. Wie ist es auf der Arbeit? Auch gut. Ich

suchte fieberhaft nach anderen Gesprächsthemen und spielte mit dem Gedanken, es einfach nicht zu sagen.

Vielleicht war es besser, ihr hinterher eine SMS zu schicken? Oder ich könnte meine Schwester bitten, sie anzurufen und es ihr zu erzählen? Schließlich wurde es still, Mama zog den Weinkarton zu sich und melkte auch noch den letzten Tropfen aus dem Plastikschlauch. Ich beobachtete ihre Hände, holte schließlich tief Luft und erzählte es.

Ich betrachtete ihr Gesicht. Der zusammengekniffene Mund wurde zu einem schmalen Strich, ich wartete auf die Worte, die nicht kamen. Keine Frage, kein Trost, kein Aufschrei, nichts. Aber die Augen glänzten, ich sah, dass sie sich Mühe gab, nicht zu weinen. Ich erschauerte vor Enttäuschung und starrte auf einen Fleck Soße, den ich auf den Tisch gekleckert hatte. Als ich aufsaß, stand sie auf und ging auf den Balkon, um zu rauchen. Die Glut schwebte wie ein verlorener Stern in der Dunkelheit, und jetzt konnte ich das Weinen nicht mehr zurückhalten. Als sie wieder hereinkam, war ich wütend.

»Warum sagst du denn nichts?«

Ihre Augen glänzten, aber der Mund war immer noch ein harter Strich. In diesem Moment hasste ich sie.

»Ja, also, ich mach mir doch Sorgen, wie du zurecht-kommen wirst. Finanziell und so. Und was sagen die Kinder?«

Obwohl ich auf diese Art von Reaktion vorbereitet war, wurde ich wütend.

»Kapiert du denn nicht, dass ich mir auch um genau diese Dinge Sorgen mache? Ich brauche deine Unterstützung, nicht deine Sorgen!«

Sie steckte sich noch eine Zigarette an, diesmal im Zim-

mer, und zog den Rauch ein, immer noch ohne etwas zu sagen. Wie schon so oft gab ich auf. Ich war so müde, dass ich nicht mehr denken konnte, mein Mund wurde zum gleichen harten Strich wie bei meiner Mutter, ihr Schweigen wurde mein Schweigen. Nach ein paar Minuten stand ich auf und ging schlafen, ohne ein Wort zu sagen. Schlaflos versuchte ich, meine Gefühle zu ordnen. Ich war wütend, aber vor allem die Einsicht, wie arm dran ich war, tat weh. Keine Mutter zu haben, die einen trösten und unterstützen konnte, wenn man es am allermeisten brauchte, entlarvte meine Armseligkeit.

Ich wachte früh am nächsten Morgen auf und packte schnell zusammen, damit ich möglichst früh einen Zug zurück nach Stockholm bekam. Aber wie der Teufel es wollte, traf das Schneechaos an diesem Tag die Strecke Västerås–Stockholm. Es fuhr kein Zug, Panik ergriff mich. Ich sah vor mir, wie ich für alle Ewigkeit in Västerås bleiben musste. Bei meiner Mutter einziehen musste. Kartonwein jeden Freitag, vielleicht jeden Abend. Bald würde ich alkoholabhängig sein. Und fleischvergiftet. Oh, mein Gott! Das Leben zog an mir vorbei, mir wurde übel, ich hielt Ausschau nach einem Papierkorb, in den ich zur Not kotzen konnte. Mit zitternden Fingern holte ich das Telefon aus der Tasche und rief Misha an. Sie antwortete fröhlich, im Hintergrund hörte man den Lärm der Redaktion. Eifrige Stimmen, Telefone und das Surren der Kaffeemaschine. Ihre fröhliche Stimme brachte mich zum Weinen.

»Misha, du musst kommen und mir helfen!«

Ihre Stimme wurde gleich ernst.

»Was ist los? Wo bist du?«

Schniefend versuchte ich, ihr alles zu erklären. Mutter.

Västerås. Kartonwein. Schneechaos. Misha unterbrach mich.

»Schatz, ich komme gleich. Jetzt setzt du dich erst mal in ein Café und holst dir einen Kaffee und ein Brötchen. Ich bin in etwa einer Stunde bei dir.«

Ich blieb auf der Bank sitzen und wartete, bis ich mich beruhigt hatte. Durch die Tränen hindurch versuchte ich, bekannte Gesichter unter den Menschen am Bahnhof auszumachen, aber alle, die höflich in eine andere Richtung schauten, waren mir unbekannt. Ich war einfach nur eine fremde weinende Frau mit einem Nervenzusammenbruch an einem Bahnhof.

Nach einer Weile versiegt die Tränen, und ich zog um ins Bahnhofscafé, holte mir einen Kaffee und ein Käsebrötchen und ließ mich an einem der hässlichen Tische nieder.

Etwa eine Stunde später kam Misha. Sie hatte ihre kleingelockten schwarzen Haare zu einem Knoten zusammengebunden, ein langer türkisgrüner Schal flatterte hinter ihr her, als sie mit großen Schritten durch den Bahnhof kam. Sie sah aus wie eine Mischung aus Grace Jones und Lisa Bonet, Disco trifft auf Oberschichtsbohemien. Misha war die einzige Frau, die ich kannte, die sich Kleiderkombinationen erlauben konnte, die bei anderen komplett wahnsinnig ausgesehen hätten. Einmal waren wir in einer Bar verabredet, sie kam im Sportdress, hohen Stiefeln und mit einer großen kunstvollen Silberkette über dem T-Shirt, und doch sah sie aus wie eine glamouröse Disco-Queen.

Als Adoptivtochter aus Äthiopien, die in Djursholm aufgewachsen war, hatte sie schon früh ihre Andersartigkeit zum Markenzeichen gemacht. Damals gab es in die-

ser feinen Gegend nicht viele dunkelhäutige Menschen. Anders zu sein war ihr Normalzustand, deshalb erlebten viele sie oft als hart und dominant. Ich kannte sie so gut und wusste, dass es darunter ein großes Herz voller Zuneigung und Sorge für ihre Nächsten gab.

Bei ihrem Anblick musste ich wieder weinen. Ihre Haltung war so stolz und ungebeugt, zwei riesige Goldringe schaukelten wild an den Ohren. Ich wusste, was es hieß, die Arbeit in der Redaktion zu verlassen, wahrscheinlich war sie mitten in etwas drin gewesen, als ich anrief. Sie bemerkte mich, kam auf ihren hochhackigen Stiefeln schnell auf mich zu und nahm mich in die Arme. Jetzt weinte ich hemmungslos.

»Komm, meine Kleine. Wir fahren nach Hause.«

Sie nahm meine Hand und führte mich zum Auto. Ich erzählte von meiner Mutter. Misha hörte zu und stieß hin und wieder kleine wütende Laute aus.

»Was ist nur mit dieser Generation von Frauen los? Die sollen sich ein bisschen zusammenreißen.«

Misha hatte sich vor einem Jahr scheiden lassen, und das hatte bei ihrer Mutter zu einer Lebenskrise geführt. Monatelang hatte Misha sie trösten und ihr versichern müssen, dass alles gut werden würde.

»Es war, als hätte meine Trennung sie an ihre eigene unglückliche Ehe erinnert. Als wäre erst dadurch der unbearbeitete Frust, dass sie selbst sich nicht hatte scheiden lassen, hochgespült worden. Trotz seiner ständigen Seitensprünge und Abwesenheit. Eigentlich verstand ich nicht, wovor sie eigentlich Angst hatte, denn faktisch hatte sie uns allein aufgezogen. Sie hätte also sehr gut wissen können, dass man ausgezeichnet leben kann ohne einen Mann«, sagte Misha.

»Ist das nicht typisch für die Oberschicht?«, fragte ich.
»Dass du weiter verheiratet bleibst, trotz Untreue und schlechter Beziehung, und dass du einen unausgesprochenen Vertrag brichst, wenn du dich scheiden lässt?«

Wie immer, wenn wir auf das Thema soziale Schichten zu sprechen kamen, war Misha nicht meiner Meinung, sie verzog das Gesicht und runzelte die Stirn.

»Ich weiß nicht, ob das was mit der Schicht zu tun hat. Deine Mutter hat doch auch erfahren, dass das Leben besser wurde nach der Scheidung, und dennoch reagierte sie so negativ, als du davon erzählt hast.«

»Schon, aber ich denke doch, dass Status und das, was man nach außen hin zeigt, in der Oberschicht wichtiger sind, während es bei der Reaktion meiner Mutter vor allem die Sorge um meine wirtschaftliche Situation ist und das totale Unverständnis, dass ich mich gegen einen Mann wie Johan entscheiden kann, der ja im Vergleich zu meinem Vater ein Heiliger ist.«

Misha seufzte.

»Du musst immer alles zu einer Schichtfrage erklären. Zum Teufel auch, eine Scheidung löst in allen Schichten Sorgen aus.«

»Vielleicht«, sagte ich und schaute in die vorbeifliegende Landschaft. Schneebedeckte Felder und Häuser, in denen Kleinfamilien jetzt liebten, stritten, glücklich waren oder Angst hatten. Woher hatten sie die Geduld, das auszuhalten? Und warum konnte ich nicht still im Boot sitzen? Sobald es nur ein kleines bisschen schaukelte, bildete ich mir ein, dass ein Sturm aufzog und es besser war, ins Wasser zu springen und an Land zu schwimmen. Unter Einsatz meines Lebens. Andererseits war es doch möglich, dass ich überleben würde und auf der Insel,

zu der ich geschwommen war, etwas Neues aufbauen könnte.

»Also mal ganz im Ernst«, sagte Misha und senkte die Stimme. »Das erste Jahr ist ziemlich scheiße. Alles ist neu und schrecklich, aber auch wunderbar und voller Möglichkeiten, wenn du verstehst, was ich meine. Wenn du dich ein bisschen anstrengst, wirst du es schaffen. Und auch wenn deine Mutter im Moment nicht die allerbeste Stütze ist, hast du jede Menge andere Menschen um dich herum.«

»Ich weiß«, sagte ich und zog die Nase hoch.

»Und wenn man deine Mutter mit freundlichen Augen betrachten will, kann man ihre Reaktion als Angst deuten. Wahrscheinlich macht sie sich total Sorgen, wie alles werden wird, und dann hat sie halt eine unglückliche Art, das auszudrücken.«

»Ja, ich weiß«, sagte ich, wischte die Tränen ab und dachte an meine Mutter. Sie hatte schon immer eine merkwürdige Art gehabt, ihre Liebe auszudrücken. Ich sollte das gewohnt sein, wissen, dass man von ihr statt Worten und Umarmungen eben Kartoffeln und Fleisch bekam. Sie stellte einem eine Schale aufgeschnittenes Obst hin, backte Zimtschnecken oder einen Apfelkuchen. So war es immer gewesen, und ich war eigentlich lang genug in Therapie gegangen, um mich damit zu versöhnen. Und doch kam ich mir armselig vor und war voller Selbstmitleid. Misha kannte mich nur zu gut, sie seufzte und parkte das Auto.

»So, jetzt ist Schluss mit Selbstmitleid. Alles wird gut, Sara! Ich verspreche es dir, auch wenn deine Umgebung sich gerade wie ein kollektives Arschloch benimmt. Komm, wir machen uns was zu essen!«

»Musst du denn nicht arbeiten?«

»Nein, ich habe gesagt, Robin hat aus der Schule angerufen, ihm sei übel. Ich liebe diesen hartnäckigen Magen-Darm-Virus! Die Leute habe eine solche Angst, angesteckt zu werden, dass du damit immer durchkommst.«

Draußen wurde es schon wieder dunkel. Der Schnee fiel leise und unerbittlich, lag dick auf dem Gehweg, der heute vielleicht schon einmal geräumt worden war.

»Verdammt, ich hätte nicht diese Stiefel anziehen sollen!«, sagte Misha und stakste durch den Schnee. Ich schaute auf meine festen Stiefel und war mal wieder dankbar, dass ich mich weigerte, hohe Absätze zu tragen. Vielleicht traf man doch manchmal die richtige Entscheidung.

»Dann ist er vielleicht auch morgen noch ›krank‹?«, sagte ich.

»Kann gut sein, dass ich morgen zu Hause bleiben muss«, antwortete Misha.

Auch wenn niemand es geradeheraus sagte, war deutlich zu spüren, dass ich in den Augen der Gesellschaft als sozial erfolgreich galt, solange ich verheiratet war. Als ich mich scheiden ließ, galt ich sofort als gescheitert. Alle Geschichten, die ich von klein an gelesen und gehört hatte, handelten davon, die Liebe zu finden und an ihr festzuhalten. Sich scheiden zu lassen kam in diesen Märchen nicht vor. Das war einfach so. Und wenn du aus unerfindlichen Gründen dennoch zu dem Schluss kamst, ohne einander glücklicher zu sein, dann war dieser Normbruch so stark, dass niemand ihn auch nur ansprach.

Eigenartigerweise fühlte ich mich nicht als Versager. Im Gegenteil. Obwohl die Trennung bedeutete, dass mein Leben ökonomisch angespannter sein würde, obwohl die Gesellschaft alles tat, damit ich Schuldgefühle hatte und mich schämte, fühlte ich mich mutig und geradezu erfolgreich. Ausnahmsweise hatte ich auf mich gehört und meine Gefühle ernst genommen. Das war ein großer Akt von Liebe.

In dieser Stimmung kaufte ich mein erstes eigenes Bett. Ein Bett, das genau so war, wie ich es wollte. Das klingt vielleicht banal, aber es war ein revolutionäres Gefühl, keine Rücksicht auf die Vorlieben von jemand anderem nehmen zu müssen. Ich kaufte das weichste Bett mit einer dicken Auflage, der Körper versank darin, und ich würde sanft umschlossen werden. Ein Bett, stellte sich später heraus, das alle Männer, die je darin schliefen, schrecklich fanden. Aber die Kinder liebten es, das hatte seine guten und schlechten Seiten, weil es dazu führte, dass die beiden kleinen Kinder, Stella und Harry, gerne in der Nacht kamen und die letzten Stunden bei mir schliefen.

Manche Tage waren ermüdend und schrecklich. Dann gab es wieder Tage, an denen ich mich unbesiegbar fühlte. Ich war noch nie so ängstlich und schwach gewesen. Und noch nie so mutig und stark. Nur meine Umgebung brachte ständig meinen neu erworbenen Mut ins Wanken. Das waren nicht so sehr die engen Freunde, aber Bekannte. Ich finde, *Umgebung* trifft es sehr gut. Meine Umgebung ließ mich nicht in Frieden und drückte deutlich aus, was sie von der Trennung hielt. Sie reagierte auf unsere Trennung, als würden wir sie persönlich beleidigen, und kommentierte sie mit betroffenen und plumpen

Bemerkungen. Kommentaren und Fragen, die Salz in mein wundes Herz rieben.

»Machst du dir keine Sorgen wegen des Geldes? Als Alleinstehende hat man doch viel mehr Ausgaben.«

»Und der Umzug, mein Gott, wie schrecklich! Alles einpacken zu müssen und dann noch in eine kleinere Wohnung zu ziehen!«

Dass die kleine dunkle Zweizimmerwohnung mir vorkam wie eine Dachterrasse, mein Trost in dunklen Stunden, brauchte ich ihnen gar nicht zu sagen. Sie würden es doch nicht verstehen. Sie klammerten sich an dem Bild fest, wie anstrengend und schrecklich es sein musste, sich scheiden zu lassen.

»Aber denk wenigstens an die Kinder!«, sagte eine ehemalige Kollegin, als ich erzählte, wie gut ich mich fühlte und dass alles prima lief. In so einem erschrockenen Tonfall, als hätte ich erzählt, ich würde nach Afghanistan emigrieren und nie wieder zurückkommen.

Solange ich Sorge und Angst über meine neue Situation ausdrückte, bekam ich mitfühlendes Nicken und Verständnis als Reaktion. Aber sobald ich von der Freude sprach, die ich auch verspürte, wurde das als Provokation aufgefasst. Am schlimmsten war es, wenn ich sagte, ich freue mich darauf, jede zweite Woche allein zu sein. Kinderfrei. Es gibt fast nichts, was mehr provoziert als eine Frau, die einer Sehnsucht Ausdruck verleiht, die Mann und Kinder nicht einbezieht. Eine solche Frau ist egoistisch, *wider die Natur*. Es widerspricht der Frauenrolle, egoistische Sehnsüchte und Gefühle zu haben. Diese Gefühle sind Männern vorbehalten. Ein Mann, der sich scheiden lässt und das Sorgerecht für die Kinder übernimmt, bekommt zu hören, wie toll er ist, weil er so viel

Verantwortung übernimmt. Eine Frau, die das Gleiche macht, muss missbilligende Blicke und stumme Skepsis in Kauf nehmen. Und wenn sich dann noch herausstellt, dass sie sich, Gott bewahre, *vergnügt*, womöglich sogar Liebhaber hat, dann muss sie damit rechnen, als Frau und Mutter unter Verdacht zu geraten.

Wir würden so gerne glauben, dass wir in einer modernen Gesellschaft leben, aber die uralte Einteilung zwischen Hure und Heiliger ist tief in uns verankert.

Auch ich war von all den Schreckgespenstern indoktriniert. All die halbahren christdemokratischen Untersuchungen, die angeblich bewiesen, dass Kinder von geschiedenen Eltern schlechter in der Schule und ängstlicher waren, Missbrauchsprobleme, Kontaktschwierigkeiten und Gott weiß was alles hatten.

Das schlechte Gewissen den Kindern gegenüber nagte in mir. Obwohl sie die Trennung von uns allen am besten zu verkraften schienen.

Einige Monate nachdem wir uns getrennt hatten, fragte ich eine der Erzieherinnen in Harrys Kita, ob sie etwas Besonderes an ihm bemerkt habe. Wie verarbeitete er das Geschehene?

Sie schüttelte den Kopf und sagte, er käme offenbar gut damit zurecht, Harry hatte den anderen Kindern erklärt, dass sie umgezogen seien und er jetzt ein Papa-Zuhause und ein Mama-Zuhause habe, mehr nicht. Er war wie immer.

»Er sieht ja, dass ihr euch einig seid, du und Johan, und dass es euch gut geht, und dann ist eine Trennung nicht so schlimm.«

Die Wände in der Kita waren voller Zeichnungen. Viele stellten Familien dar. Eine Mutter, einen Vater und zwei

Kinder. Eins war mit rosa Glitzer gemalt. Zwei große Strichmännchen und zwei kleine. Hand in Hand. Ich starrte die Zeichnungen an und fing an zu weinen. Für Harry würde es jetzt schwierig sein, Familienbilder zu malen. Wie sollte er das schaffen, er konnte ja kaum ein Strichmännchen malen. Ich brachte meine Befürchtungen der Schulpädagogin schluchzend vor, sie reichte mir ein Taschentuch und meinte, Harry hätte noch nie eine Familie gemalt.

»Er interessiert sich mehr für Hunde und Waffen, verstehst du ...«

Als ich meinen ältesten Sohn Sigge fragte, der damals in die zweite Klasse ging, wie er das alles fand, antwortete er ruhig, dass der Umzug schwierig war, aber dass jetzt alles gut sei.

Ganz allmählich glaubte auch ich, dass die Kinder nicht so traumatisiert waren, wie alle behaupteten. Traurig und durcheinander, das schon, aber okay. Sie würden es überstehen.

Ich hatte für Mai eine Gästewohnung in der Villa San Michele auf Capri bekommen, dort wollte ich drei Wochen bleiben und schreiben. Das war ein guter Neustart nach einem turbulenten Frühjahr. Woanders sein, denken, lesen, spazieren gehen, weinen und meine verlorenen Trennungskilos mit Nudeln wieder anfuttern.

Da ich David über alles auf dem Laufenden hielt, was passierte, und als ich (vermutlich sehr spät in der Nacht) ihm in einem Anfall schrieb, er solle mich doch besuchen kommen, dauerte es kaum eine Stunde, bis er antwortete.

If you think that you're charming and brilliant and attractive enough for me – someone you only met once – to fly around the world to see you for some little reckless stint of insanity and arguing over ideas and most likely some scandalous, torrid affair of the most dangerous kind then let me be devastatingly honest with you: You couldn't be more right.

Ich starrte auf seine Antwort und bereute es sofort. War ich wahnsinnig? Wie kam ich nur auf die Idee, einen völlig fremden Menschen einzuladen, zu einem Aufenthalt, der als Erholung von einer Trennung und einem Umzug gedacht war? Und so kurz danach. Es gab unausgesprochene Regeln, wie viel Zeit zu vergehen hatte, bevor man eine Affäre anfang. Regeln, die vor allem für Frauen galten. Aber ich hatte alle Regeln satt, denen ich mich so lange unterworfen hatte, und die starke Stimme, die sagte, das Leben ist kurz, wurde immer lauter. Ich wollte leben. Und obwohl ich David nur einmal getroffen hatte, waren wir uns durch die Unmengen von E-Mails auf eine merkwürdige Art nahegekommen.

David wusste Dinge über mich, die nicht einmal meine allernächsten Freunde wussten. Und ich nehme an, dass ein Teil dessen, was David mir erzählte, Dinge waren, die kaum jemand wusste. Wir kannten einander nicht, das geht nicht via Mail, aber ich verspürte dennoch eine Nähe und Zuversicht. Er hatte etwas in mir geweckt, einen Lebenshunger, und egal wie verrückt es auch sein mochte, so wusste ich mit meinem Körper und meiner Seele, dass ich ihn kennenlernen wollte.

Ich fuhr also nach Capri. Und zwei Wochen später kam David.

Capri war tatsächlich so schön, wie alle gesagt hatten. Ich machte lange Spaziergänge entlang der steilen gewundenen Pfade, die zum Monte Solaro hinaufführen, dem Berg oberhalb der Villa San Michele. Ganz oben, direkt am Via Tragara, lag das Haus des schottischen Schriftstellers Compton Mackenzie, die Casa Solitara. Hier wohnte er um 1910 einige Jahre zusammen mit seiner Frau Faith, hier schrieb er *Extraordinary Women*, ein Buch, das unter anderem von einer Gruppe lesbischer Frauen handelte, die wie viele andere radikale oder queere Menschen zu Beginn des Jahrhunderts nach Capri geflohen waren.

Damals war Capri eine Insel voller exzentrischer Adliger, Intellektueller und anderer alternativer Menschen, die sich im bigotten Europa nicht zu Hause fühlten. Nicht zu vergleichen mit dem Capri von heute, einem Zufluchtsort für vulgäre reiche Royals und andere schreckliche Typen.

Es war Mai, grünes Gras, geschmückt mit kleinen weißen Blumen, die aussahen wie Gänseblümchen, bedeckte die Berge.

Ich hatte mir angewöhnt, mich auf einer verwitterten Holzbank auszuruhen und ein wenig zu weinen. Außer einem alten Mann mit einem Stock war ich hier oben alleine. Niemand sah mein Weinen, niemand störte meine Gedanken. Die dramatischen Felsen, die schwindelnde Höhe hinab in die weiße Gischt des Meeres, die Möwen, die einige hundert Meter weiter unten vorbeisegelten. Eine melodramatische Szenerie, die gut zu meiner Stimmung passte.

Von der Piazza Vittoria ging ein einfacher Sessellift zum Gipfel. Eigentlich war es so gedacht, dass man den Lift nach oben nahm und dann hinunterwanderte, aber mein Körper war so unruhig, und es fühlte sich gut an,

die Muskeln den steilen Weg nach oben zu zwingen, den Schweiß und die Erschöpfung zu spüren, als ich schließlich oben ankam. Nach der Heulpause auf der Bank fuhr ich meistens mit dem Lift nach unten. Er bestand aus einem Stuhl und einer einfachen Kette als Sicherung, dann fuhr man in ziemlichem Tempo nach unten, mit baumelnden Beinen und einem Kitzeln im Bauch. Das Ganze erinnerte mich an das Karussell, auf dem ich als Kind fahren durfte, und dann musste ich noch eine Träne verdrücken über das Leben, das weiterging, ohne zu bremsen.

Ich war viel zu aufgewühlt, um schreiben zu können. In den ersten Tagen machte ich ein paar Versuche, aber ich konnte einfach nicht still sitzen. Ich musste über zu vieles nachdenken. Ich machte Wanderungen über die Insel, ließ mir viel Zeit beim Mittagessen in den Restaurants, und ich war immer wieder glücklich, wie gut die Nudeln schmeckten.

Als der Tag von Davids Ankunft näher rückte, wurde ich immer nervöser und reumütiger. Es hatte seinen Preis, ein Mensch zu sein, der seinen Einfällen folgte. Jetzt war es an der Zeit, zur Besinnung zu kommen. Ich holte ihn unten am Hafen ab, er kam mit der Nachmittagsfähre. Er zog einen violetten Koffer hinter sich her, passend zu seinem violetten Samtanzug. Seine Schlangenlederboots klapperten bei jedem Schritt, außerdem trug er die türkisfarbene Dame-Edna-Brille. Er war kleiner, als ich ihn in Erinnerung hatte, und als wir uns gegenüberstanden, sah ich, dass er mit dem linken Auge ein klein wenig schielte.

Wir standen da und lächelten blöde, dann umarmten wir uns fest und lange. Im Bus die gewundene Straße hinauf nach Anacapri tauschten wir Höflichkeiten aus.

Gute Reise gehabt? Ja. Müde? Nicht so sehr. Hungrig? Ein wenig.

Schließlich kamen wir zur Villa San Michele, und David schüttelte nur noch den Kopf, als er die Aussicht sah.

Dann wollte er duschen. Ich öffnete inzwischen eine Flasche Wein und trank ein großes Glas. Meine Hände zitterten, und ich hatte bestimmt blühende rote Flecken am Hals, wie so oft, wenn ich nervös war. Ich dachte an Johan und die Kinder zu Hause, und mir kamen die Tränen. Was hatte ich nur gemacht? Wollte ich mich nach fünfzehn gemeinsamen Jahren scheiden lassen, nur weil Januar war und alles ein bisschen trist und grau? Wegen eines Briefwechsels mit einem exzentrischen Amerikaner, von dem ich fast nichts wusste? Wie verrückt darf man sein? Dann holte ich tief Luft und beruhigte mich. Die Trennung hatte sich schon lange angekündigt. Seit vielen Jahren. Vielleicht hatte die Begegnung mit David den Stein ins Rollen gebracht, aber der Stein hatte da bereits gelegen. Dann konnte ich nicht weiter nachdenken, weil die Badezimmertür aufging und David nur mit einem Handtuch herauskam.

Auch Doris Day hatte kein einfaches Leben, das wirkte nur so auf den Bildern. An manchen Tagen dachte ich, alle, die behaupten, eine glückliche Kindheit gehabt zu haben, lügen. An anderen Tagen dachte ich, alle, die länger als zehn Jahre verheiratet sind, sollten sich trennen. Und an wieder anderen richtete ich die Bitterkeit nach innen. Dann dachte ich, alle wissen, wie es geht, wissen, was sie wollen, machen, was sie wollen, und wollen die richtigen Dinge, alle außer mir.

David hatte den gleichen amerikanischen bombastischen Blick aufs Leben wie Doris Day. *Qué será, es ist, wie es ist*, und wenn du auf dem Foto fröhlich aussiehst, dann bist du es auch. Er fand meine schwedische Schwermut überflüssig.

»But why?«, sagte er, wenn ich von meinen dunklen Gedanken und Zweifeln erzählte. Ich versuchte, es zu erklären, aber er runzelte nur die Stirn und küsste mich auf die Lider. Er sprach Selbstverständlichkeiten aus, als wären sie schwer verständliche Wahrheiten, überschüttete mich mit Liebeserklärungen und fand, wozu braucht man richtiges Essen, wenn man Nachtschinken haben kann. Er bestellte zum Mittagessen munter Pannacotta, Tiramisu, Zitronentörtchen und Mandelkuchen. Nichts schien ihn zu bekümmern, obwohl er als Hochzeitsfotograf, Theaterproduzent und Barista arbeiten musste, damit es zum Leben reichte. Er überlegte, ob er einen vierten Job annehmen und in einer Art Pornofilm mitmachen sollte.

»Why not?«, sagte er empört, als ich meine Zweifel äußerte. Ich hielt einen langen einfühlsamen Vortrag, wie wichtig körperliche Integrität war und dass kein Mensch Sex gegen Bezahlung haben sollte. Meine eigenen Worte regten mich so sehr auf, dass ich zu weinen anfang.

»Oh my god, you're such a delicate flower!«, sagte David zufrieden und tröstete mich mit noch mehr Küssen und Streicheln.

Ich mochte seine neugierigen, geduldigen Hände an meinem Körper. Seine Erregung und seine sanfte und gierige Art zu lieben. Ich mochte es, hinterher eng umschlungen beieinanderzuliegen, die Gesichter nahe zusammen, während David viel zu große Worte flüsterte, die ich eigentlich sofort zurückweisen wollte.

Mir gefiel es, dass er das Bett am liebsten gar nicht verlassen wollte, obwohl wir auf Capri waren und wir die Insel erforschen und die *Sehenswürdigkeiten* besuchen sollten. Mir gefiel, dass er so total anders war als alle, mit denen ich bisher zusammen gewesen war, und dass gerade er der Beginn zu meinem neuen Leben als geschiedene Frau war. Aber am meisten gefiel mir, dass es so unkompliziert war, warme Gefühle zu haben und gleichzeitig zu wissen, dass wir uns nach einer Woche wieder trennen würden. Zu wissen, dass ich mich hingeben konnte, ohne dass es Konsequenzen hatte. Tschüs, Schatz, danke für diese Woche! Hab ein schönes Leben. Du auch.

David war das Sorbet, das manchmal bei einem italienischen Acht-Gänge-Menü zwischendurch serviert wird, um andere Geschmacksknospen anzusprechen. Er bereitete mich vor und machte mich empfänglicher für die neuen Gänge, die kommen würden. Ich liebte so viel mit ihm, ohne *ihn* zu lieben. Das verwunderte und erleichterte mich.

Das muss es gewesen sein, was Erica Jong meinte, als sie in *Angst vorm Fliegen* vom »Spontanfick« schrieb. Begegnungen, die niemanden verletzen, bedingungslos, ohne Erwartungen, außer sich ein paar schöne Stunden zu machen. Ich war so indoktriniert von all den Liebesgeschichten, die behaupteten, man könne keinen guten Sex mit jemandem haben, ohne Gefühle für den anderen zu hegen, dass ich erstaunt war, als ich entdeckte, dass es genau umgekehrt war. Das Problem war nicht, gute, zärtliche, nette, genussvolle sexuelle Begegnungen mit Menschen zu haben. Solange es nichts mit Liebe zu tun hatte, war alles einfach. Die Liebe machte es gefährlich und schwierig.

Eine andere Sache, die ich nicht verstand, war, dass Erica Jong schrieb, ein Spontanfick sei seltener zu finden als ein Einhorn. Seit ich geschieden war, wusste ich, dass sie sich irrte. Spontanficks waren leicht zu haben und quasi unerschöpflich. Verschwand einer, tauchte gleich der Nächste auf. Aber die *Liebe* war so selten wie ein Einhorn.

Als die Woche vorbei und es Zeit zum Heimfahren war, hatte ich aufgehört zu weinen. Mein Körper war wund und wohlig vor Liebe. Gedopt durch orgasmische Hormone, Dopamin, Oxytocin, Endorphine und Kortikosteroide. Ich war high und betäubt zugleich.

Sein Flug ging eine Stunde später als meiner, und wir küssten uns am Gate. Unser Abschied hatte nichts Trauriges, nicht einmal etwas Wehmütiges, nur große Freude und Seligkeit über das Erlebte.

Als das Flugzeug abhob und die Insel Capri sich in einen Punkt verwandelte, dachte ich, dass vielleicht doch alles gut werden würde. Qué será. Ich spürte meine heißen Wangen. Das Herz schlug, das Blut pulsierte. Ich lebte.

Edith brachte mir bei, die Männer nicht so ernst zu nehmen.

»Im großen Ganzen sind sie nebensächlich«, sie zündete eine Zigarette an und lehnte sich in ihrem rosa Korbstuhl zurück. »Nur schade, dass es so viele Jahre gedauert hat, bis man das kapiert. Ich hätte mir viel unnötige Trauer ersparen können.«

Wir hatten uns kennengelernt, als ich eines Abends auf dem Balkon saß und grundlos grinste. Ich war vor einer Woche in die neue Wohnung gezogen und immer noch

fasziniert von meinem neuen Leben. Meiner allerersten eigenen Wohnung.

»Na, du siehst aber fröhlich aus.«

Eine ältere Frau auf dem Nachbarbalkon beugte sich über das Geländer und streckte die Hand aus.

»Ich heiße Edith. Du bist gerade eingezogen, nicht?«

Ich stellte mich vor und erzählte, dass ich hier mit meinen Kindern wohnte, die alle zwei Wochen bei mir seien.

»Gratuliere!«

»Wozu?«

»Zur Trennung.«

Nach Wochen mit bedauerlichen Kommentaren aus dem Umfeld, dem Schweigen meiner Mutter und meinem schlechten Gewissen taten mir ihre Worte einfach gut.

»Danke. Leider scheinst du die Einzige zu sein, die es angebracht findet zu gratulieren.«

»Die Leute sind nicht ganz zurechnungsfähig, wenn es um Ehe und Familie geht! Was sie nicht alles machen! Ertragen die schrecklichsten Beziehungen, Untreue und Kränkungen, ganz gleich, was, nur um nicht allein sein zu müssen. Als ob es besser wäre, mit jemandem zu leben, den man nicht liebt, als allein zu sein. Hast du Lust, auf ein Glas Wein zu mir zu kommen?«

Hatte ich. Edith wohnte seit über vierzig Jahren in der Zweizimmerwohnung neben mir. Ihr Schlafzimmer war rosa, ebenso wie die Geranien, die Tagesdecke, die Zierkissen und die Kommode. Im Wohnzimmer reichten die Bücherregale bis zur Decke. Der schwere Duft von Chanel No 5 lag über der Wohnung. Sie war genau wie Edith, klassisch und exzentrisch. Ausgreifend, überschwänglich, brachte sie mich zum Husten.

Edith hatte als Schweinebäuerin, Bibliothekarin, Busfahrerin und die letzten zehn Jahre als Psychotherapeutin gearbeitet. Ihr Vater war Jude und ihre Mutter in einem freikirchlichen Zuhause im Tornetal aufgewachsen. Das Ergebnis dieser Ehe waren Edith und ein zwanzig Jahre dauernder täglicher Streit gewesen. (»Ich kann einfach nicht verstehen, was die beiden verband. Sie waren die totalen Gegensätze. Ich habe im Lauf der Jahre versucht, mich sowohl meinem jüdischen als auch meinem freikirchlichen Erbe zu nähern, und bin zu dem Schluss gekommen, dass Religion nicht mein Ding ist.«) Sie war über siebzig. (»Das Alter ist Einstellungssache. Laut meinem Pass bin ich fünfundsiebzig, psychologisch aber um die zweiundvierzig.«)

Sie war nie verheiratet gewesen (»Meine klügste und beste Entscheidung in diesem Leben«) und hatte auch keine Kinder. (»Nein, weißt du, ich war nie richtig scharf darauf. Ja, vielleicht wäre es nett gewesen, aber bis ich sechzig wurde, war ich so unreif und exzentrisch, dass das bestimmt schiefgegangen wäre.«) Ich habe mich nie getraut zu fragen, wie sie das Wort exzentrisch definierte. In meinen Augen war sie eine der originellsten Frauen, die ich je getroffen habe: knallrosa Lippen, schwarzer Eyeliner, zu viel Rouge, hochhackige Pantoffeln in Gold, vorne mit einem Federpuschel. Sie hatte sogar eine Boa, die war zwar über eine Schranktür geworfen, aber ich bin sicher, sie verwendete sie täglich. Sie ähnelte einem schönen, aber betagten Schmetterling, der sich auf merkwürdige Weise aus einem tropischen Regenwald nach Schweden verirrt hatte.

Vielleicht trank ich an diesem ersten Abend ein bisschen zu viel Wein. Edith liebte Weine aus der Toskana

und hatte immer speziell importierten auf Lager, und sie hatte gerne Gesellschaft, wenn sie ihren Wein genoss.

Der Wein trug das Seine dazu bei, aber durch Ediths offene und neugierige Art erzählte ich plötzlich von meiner Ehe und meiner Trennung. Ich erzählte vom Leben, das mir beinahe aus den Händen geglitten wäre, und wie ich es in letzter Sekunde hatte festhalten können. Und von David und Capri, den Kindern und meiner Mutter, dem Scheißpatriarchat und dass ich mir wünschte, lesbisch zu sein.

Ich redete so viel, dass ich auf ihrem Sofa umkippte und erst am nächsten Morgen vom Radio und dem Duft von frischem Kaffee wieder aufwachte. Edith kam mit einem Tablett mit Toast, Käse und Feigenmarmelade, Orangensaft, Eiern und Kaffee. Ich starrte sie mit glänzenden Augen an.

»Na, meine Liebe, wie geht es?«

»Ich kann mich nicht erinnern, dass mir jemals jemand Frühstück ans Bett gebracht hat.«

»Ganz klar, du musst ein wenig bemuttert werden, das hör ich doch! So, iss jetzt, dann wirst du gleich nicht mehr so in Selbstmitleid schwimmen.«

Ich lachte verlegen. Diese plötzlichen Anfälle von Selbstmitleid waren wirklich nicht gesund. Und doch konnte ich sie nicht zurückhalten. Außer in den Momenten, wo ich high vor Euphorie über mein neu erworbenes Glück war, tat ich mir schon sehr oft leid.

Dass ich es brauchte, bemuttert zu werden, das war auch wahr. Edith übernahm gerne die Rolle als Mutter/Therapeutin/Freundin. Sie machte das so gut, dass ich bald abhängig von ihrer Gesellschaft wurde. Wir sprachen fast täglich miteinander. Und wenn wir nur rau-

chend über das Balkongeländer lehnten. Edith schaffte es, dass ihr Umfeld sowohl ihre Gewohnheiten als auch ihre Laster annahm. Ich hatte noch nie geraucht, fing jetzt aber zu ihrer Begeisterung damit an.

An einem der Abende, als wir auf unseren Balkons standen und rauchten, die Kinder waren endlich eingeschlafen, und eigentlich hätte auch ich zu Bett gehen sollen, erzählte ich Edith von meinem Plan.

»Ich glaube, ich will nie mehr eine feste Beziehung haben. Ich werde mir stattdessen einen Stall voller Liebhaber zulegen, die einander ablösen können. Es müssen so viele sein, dass einer immer zur Verfügung steht.«

Edith lachte und hustete.

»In der Theorie klingt das wunderbar, aber es muss schon viel passieren, bis das auch in der Realität klappt.«

»Warum soll es denn nicht klappen?«, sagte ich.

»Weil in der Realität immer einer schwach wird. Entweder du verliebst dich, oder einer der Männer verliebt sich. Und am Ende ist immer einer verletzt.«

»Mit David hat es doch auch geklappt.«

»Aber David wohnt jenseits des Atlantiks, der Rahmen für eure Geschichte war von Anfang deutlich abgesteckt. Außerdem scheint er eine selten freie Seele zu sein, nur sehr wenige Menschen sind so frei von Konventionen.«

»Dann müssen wir uns halt angewöhnen, nicht mehr so konventionell zu sein!«

»Schon, aber das ist leichter gesagt als getan. Wir werden beeinflusst, ob wir das wollen oder nicht. Besonders wenn es um die Liebe geht. Sich von dem ganzen Paket zu befreien, das schaffen nur sehr wenige Menschen.«

»Aha, aber ich werde es auf jeden Fall versuchen.«

»Viel Glück!«

Eine Woche später bot sich die erste Gelegenheit. Einige Freunde feierten ein großes Fest, nur weil Sommer war und alle bald in die Ferien fahren würden. Als ich dort eintraf, war ich nicht nur voller Drinks von Edith, sondern auch großer Erwartungen. Aber ich musste enttäuscht feststellen, dass nur Paare auf dem Fest waren.

Als Verheiratete hatte ich nie darüber nachgedacht, wer Single war oder nicht, mir war wichtig, ob ich mich mit jemandem gut unterhalten konnte. Jetzt gab es andere Kriterien. Ich hatte seit David keinen Sex mehr gehabt, und das war viele Wochen her.

Jackie begrüßte mich in einem grünen Sechziger-Jahre-Kleid mit rosa Blumen. Ihre langen Haare hatte sie in der Mitte gescheitelt, und so sah sie noch mehr als sonst wie ein Hippie aus. Die Wohnung war vollgestopft mit Flohmarktsachen, die sie und Dimitri auf ihren vielen Reisen durch Schweden auf der Jagd nach dem billigsten und besten Schnäppchen gesammelt hatten.

Aus dem Wohnzimmer sang Janis Joplin, und wenn da nicht ein Mann im Anzug in sein Handy gesprochen hätte, wäre die zeitliche Verwirrung total gewesen. Jackie gab mir ein Glas Rotwein und zog mich hinaus auf den Balkon.

»Du musst alles erzählen, wie es dir jetzt geht. Wie ist die neue Wohnung?«

Ich erzählte, dass es mir gut ging, obwohl mir immer noch ziemlich oft zum Weinen und sentimental zumute war.

»Na klar, wie auch anders. Und, hast du Sex gehabt?« Jackie schaute mich mit lüsternen Blicken an.

Ich lächelte, seit meiner Trennung waren erst ein paar Monate vergangen, aber in der Zeit hatte ich festgestellt,

dass viele meiner zusammenlebenden oder verheirateten Freundinnen sich alle möglichen Vorstellungen machten, wie man als Single lebte. Angestachelt von ihren eifrigen Fragen, erzählte ich von David und Capri.

»Aber das ist schon viele Wochen her, es ist also mal wieder an der Zeit. Ich plane, mir einen ganzen Haufen Liebhaber zuzulegen, die einander ablösen können.«

»Ich will mich auch scheiden lassen!«

Ich wusste, dass das nicht stimmte, Jackie und ihr Mann Dimitri waren eines der seltenen Paare, die wirklich Spaß miteinander hatten. Sie waren über zehn Jahre zusammen und hatten zwei Kinder. Auch wenn sie sich manchmal stritten und eine Familientherapie machten, so sah ich sie doch oft miteinander lachen und spürte, dass sie einander liebten.

»Hallo Sara, lang nicht gesehen!«

Morris war ein Fotograf Anfang vierzig und flirtete notorisch mit allen, auch wenn seine Frau im selben Raum war. Vielleicht hatte ich ein paarmal zurückgeflirtet. Er sah aus wie eine jüngere Ausgabe von Gabriel Byrne und war sich seiner Wirkung auf Frauen sehr bewusst.

Jackie kannte ihn gut und hatte mir von seinen vielen Affären erzählt, und da sie auch mit seiner Frau befreundet war, wusste sie oft nicht, wie sie sich verhalten sollte. Er war ein Mann, der gewohnheitsmäßig alle Beziehungen zu Frauen sexualisierte.

Wir standen in einer Ecke des Balkons eingeklemmt, das ganze Fest schien sich jetzt hier abzuspielen.

»Danke, gut. Und selbst?«

Er ignorierte die Frage und lächelte selbstsicher.

»Ich habe gehört, du hast dich scheiden lassen?«

»Ja, stimmt. Und wo ist deine Frau?«

Sein Lächeln erstarrte eine kurze Sekunde, dann wurde es breiter.

»Sie ist nach Hause gegangen. Muss morgen früh raus und arbeiten.«

Er kam noch ein wenig näher, unsere Arme berührten sich.

Ich verdrehte die Augen, war mir aber nicht sicher, dass Morris es bemerkte. War es wirklich so schlicht? Wurde ich durch die Trennung zur allgemeinen Beute? Ich verachtete ihn, und doch spürte ich auch eine neue Lust. Offenbar war nicht nur Morris so schlicht. Dass der Mangel an physischer Nähe einen spürbaren Hunger zur Folge hatte, der meinen Intellekt immer wieder in die Irre führen würde, damit hatte ich nicht gerechnet. Fünfzehn Jahre lang hatte es immer eine Möglichkeit für Nähe und Sex gegeben. Ich hatte es offenbar für selbstverständlich gehalten. Jetzt, auf dem Balkon neben Morris, der von seiner Arbeit sprach, bekam ich eine Ahnung, was sexuelle Lust alles anrichten konnte.

Jackie brachte neue Drinks, jemand fing an zu singen, andere stimmten ein. Morris stand weiter viel zu nah, mein Körper wurde immer schwächer. Zu meiner Verteidigung könnte ich sagen, dass ich ein paarmal (zweimal) pinkeln war, Wasser getrunken habe, um wieder nüchtern zu werden, und mit anderen Leuten sprach. Aber Morris tauchte immer wieder neben mir auf und nahm mich in Anspruch. Zu meiner Verteidigung könnte ich außerdem sagen, dass er ein Plauderer vorm Herrn war. Und tatsächlich unterhaltend und ziemlich schlau.

Später zog er mich wieder hinaus auf den Balkon. Wir hatten inzwischen einige körperliche Grenzen überschritten, was man von außen gesehen dem Alkohol zuschrei-